

Peter Weiler

Márais Todesreiter

Die Geschichte dieses Buches ist reine Fiktion, sie weist keinerlei Parallelen zur Realität auf. Sie ist nicht als Tatsachenbericht, als Anspielung auf die Realität oder ihre Karikatur zu verstehen, und sie will nicht im Geringsten den Anschein eines Zusammenhangs mit der Realität erwecken. Die Darstellung der realen Personen und der Inhalt des Geschehens sind ausschließlich Produkte der künstlerischen Fantasie des Autors, die nicht im Entferntesten als versteckte Anspielungen auf die Realität gemeint sind, das Werk enthält keinerlei Behauptungen in Bezug auf reale Personen. Der Autor hat sein Werk mit unbedingtem Respekt für das öffentliche Ansehen der von der Allgemeinheit geschätzten Personen sowie die Ideen und Werte, für die sie stehen, geschaffen und sich jeglicher Verletzung des guten Rufes und der Pietät enthalten.

Peter Weiler

MÁRAIS TODESREITER



SCHENK VERLAG
NORDEX – DIALÓG CAMPUS

Für Bea, Márk und Mira

Titel der ungarischen Originalausgabe: A Márai-véletlen.
© Athenaeum Kiadó, Budapest 2008

Supported by the European Commission, Literary Translation Projects
within the Community Culture Programme (2007–2013)

Disclaimer:

The sole responsibility for the content of this publication lies with the authors. It does not necessarily reflect the opinion of the European Communities. The European Commission is not responsible for any use that may be made of the information contained therein.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-77-5

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2010

© Nordex Kft. – Dialóg Campus, Budapest, 2010

Deutsch von P. Dietlinde Draskóczy
Umschlaggestaltung: Gabriella Barta
Satz: Tibor Stubnya

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

Der alte Herr

Er wusste, dass er seinem Leben an jenem Tag ein Ende setzen würde. Er hatte sich lange darauf vorbereitet und war sich seiner Sache so sicher wie nie zuvor. Als er am frühen Morgen aufstand, lag ihm das ausgiebige Abendessen, das er tags zuvor eingenommen hatte, noch etwas im Magen. Die kalifornische Sonne war gerade erst aufgegangen, aber der Himmel war wolkenlos, und man konnte schon sehen, dass es ein weiterer wunderschöner Tag werden würde. Er schob die Glastür der Veranda zur Seite und ließ die scharfe Meeresluft hinein. Er war glücklich darüber, dass er den so sehr ersehnten Tod, der ihn selbst mit neunundachtzig nicht von alleine ereilen wollte, jetzt durch seine Entscheidung zwingen würde, bei ihm anzuklopfen.

Er versuchte, den Morgen mit den routinemäßigen Handlungen zu beginnen, doch was er auch tat, sein Herz klopfte ihm bis zum Hals. Er wusste, wann er die Welt verlassen würde, doch je näher das geplante Ende kam, desto stärker zitterten seine Hände. Als wäre er sein eigener Gefangener, grübelte er mutlos darüber nach, ob es nicht doch noch einen Ausweg gab.

Er war stets ein besonnener und entschlossener Mann gewesen, was er einmal entschieden hatte, setzte er auch um. »Merkwürdig«, dachte er. Wenn es nicht sein Wunsch wäre, dass seine Asche in die Fluten des Pazifiks gestreut wird, könnte er jetzt seinen Grabstein bestellen, in den schon im Voraus sein Todesdatum eingemeißelt werden könnte:

21. Februar 1989

Einen Revolver zu kaufen, war in San Diego nicht schwer. Es war niemandem aufgefallen, dass ein alter Mann, der kaum noch laufen konnte, eine sechsschüssige Waffe und dazu nur wenige Patronen kaufte. Er lud den Revolver und steckte, um sicherzugehen, in jede der sechs Kammern eine Patrone. Dann wartete er. Er spielte mit seinen eigenen Nerven. Er sah immer öfter auf die Uhr und stellte sich die Linie vor, die der große Zeiger bilden würde, wenn er nicht mehr unter den Lebenden sein würde. Der Gedanke, dass seine Uhr ihn überleben würde – sofern er sie im Fallen nicht ungeschickterweise zerbrechen würde – und ohne den kleinsten Aussetzer weiter-ticken würde, ließ ein Lächeln über sein Gesicht huschen. Er entfernte sich von den Möbeln, um die bestmöglichen Überlebenschancen für seine Uhr zu gewährleisten.

Zehn Minuten vor der Zeit, die er sich gesetzt hatte, wählte er die 911, um die Polizei anzurufen. Er hatte die Nummer nie zuvor gewählt. »Eine neue Erfahrung«, dachte er. Er gab seine Adresse an und erklärte, er werde Selbstmord begehen; man solle einen Wagen schicken, um seinen Leichnam abzuholen. Er legte auf und entspannte sich. Er bedauerte diejenigen, die ihn finden würden. Er hatte keine Vorstellung davon, was für eine Zerstörung die Kugel anrichten würde. Er selbst könnte den Anblick des vielen Blutes nicht ertragen, das vermutlich überall herumspritzen würde.

Als der kalte Lauf des Revolvers seine Schläfe berührte, ließ er die schönen Momente seines Lebens, die Gesichter seiner beiden Söhne und das Lächeln seiner Frau vor seinem geistigen Auge Revue passieren und brach in Tränen aus. Sie alle warteten schon im Jenseits darauf, dass er zu ihnen heimkam. Das Weinen schüttelte seinen ganzen Körper, denn es war noch gar nicht so lange her, dass jemand ihn die Schmerzen der Verbannung hatte vergessen lassen. Trotzdem musste es sein, es war an der Zeit. Sein zitternder schwacher Finger spannte den Abzug, und er spürte noch, wie die Vorrichtung

den Druckpunkt überwand und die Feder den Schlagbolzen in Bewegung setzte.

Die Nachricht vom Tod des alten Herrn ging in wenigen Tagen um die Welt.

Die Versteigerung

1. Tag, Sonntagmorgen

Es begann alles mit dem Kauf des stahlblauen 1960er Pontiac Catalina. Ich ahnte nicht, dass die in dem Wagen versteckte Schatulle mein ganzes Leben verändern würde. Ich hatte schon als Kind ein Faible für klassische amerikanische Autos und habe meine Eltern immer darum beneidet, dass sie in den sechziger Jahren aufgewachsen sind. Außer riesigen und auffälligen Autos kamen sie natürlich auch in den Genuss von Elvis Presley, den Beatles und später der sexuellen Revolution. Ich wurde 1985 geboren – bin also jetzt, da dieses Buch erscheint, wie man leicht ausrechnen kann, fünfundzwanzig – und lebe aus heutiger Sicht in einer viel weniger spektakulären Welt. Zwar gibt es die Rolling Stones immer noch, aber das ist trotzdem etwas ganz anderes.

Ich heiße Pamela Taylor. Ich erzähle die Geschichte, aber manche Einzelheiten beschreibe ich nach den Erinnerungen meiner Freunde, denn schließlich konnte ich nicht gleichzeitig an mehreren Orten sein. Zurzeit lebe ich alleine in meiner Geburtsstadt San Diego, Kalifornien, und zwar im Stadtteil Solana Beach. Man sagt, ich sei sportlich und attraktiv. Ich hoffe, es macht nichts, dass ich jetzt alle wichtigen Informationen über meine Person mitteile, damit ich mich später auf die wesentlichen Dinge konzentrieren kann. Ich habe lange kastanienbraune Haare und blaue Augen, die ich von meiner Mutter habe. Die Vorfahren meines Vaters waren Iren, die meiner

Mutter Kanadier, aber meine Eltern wurden schon hier geboren. Ich bin Einzelkind. In den ersten Schuljahren war ich eine sehr gute Schülerin, habe mich aber später zum Leidwesen meiner Familie sehr verändert: Ich hatte nur Vergnügungen und Partys bis spät in die Nacht im Sinn. Bei den Jungs war ich sehr beliebt, sie mochten mich, weil ich stark und kämpferisch war und schon früh zur Frau heranreife. Das erklärt, weshalb ich mich hauptsächlich mit ihnen abgegeben habe. Die Mädchen hätten auch gerne zu diesem Kreis gehört, aber sie waren so anders als ich – jedenfalls habe ich das so empfunden –, dass es mir ausgesprochen peinlich gewesen wäre, mich mit ihnen zu zeigen.

In der Highschool wurde ich dann etwas gemäßiger, und die anderen Mädchen haben, was Entwicklung und Temperament betraf, aufgeholt. Wir haben alle die Phase der Surfer und Rockmusiker durchgemacht, und in der elften Klasse bin ich dann bei Josh gelandet, der Architekt werden wollte und ganz anders war als alle anderen, die ich bis dahin kennengelernt hatte. Meine Beziehung mit Josh dauerte zwei Jahre, bis zum Ende der Highschool. Es war eine wunderbare Liebe, wir sind zusammen zu Erwachsenen herangereift, die die Welt kennenlernen und in ihr den bestmöglichen Platz für sich ergattern wollen. Er hatte schon immer gewusst, dass er Architekt werden wollte, er hatte nicht die geringsten Zweifel darüber, ob er sich auf dem richtigen Weg befand, wenn er seine Nachmittage im Zeichensaal oder zu Hause am Schreibtisch verbrachte. Langsam musste auch ich meinen Weg zur Selbstverwirklichung finden.

Ich war bei Weitem nicht so entschlossen und begabt wie Josh; ich habe ganz realistisch festgestellt, in welchem Fach ich am besten war, und mich dann darauf konzentriert. Das war Biologie, vielleicht weil der Unterricht bei unserer italienischstämmigen Lehrerin so faszinierend war, oder vielleicht weil ich Tiere und die Natur sowieso liebe (was ja in unserer

Gegend nicht schwer ist). Wer etwas Zeit in San Diego verbringt, der weiß, dass an der schönsten Stelle der Stadt, direkt am Pazifik, das berühmte Salk Institute steht. Dieser Teil der Stadt, La Jolla, Wohnort vieler Berühmtheiten und Milliardäre, gilt als eines der vornehmsten Viertel der Welt. Das Institut ist nicht nur wegen seiner Lage etwas Besonderes. Die Gebäude wurden nach den Plänen von Louis Kahn im modernsten Baustil errichtet. Josh und ich sind an den Wochenenden oft dorthin gegangen, um das Meer und Kahns Werk zu fotografieren, und jedes Mal bot sich uns ein anderer Anblick. Einmal hatte das Meer eine andere Farbe, dann wieder warfen die scharfkantigen Betonklötze andere Schatten. Das war Joshs Heiligtum, wo wir oft am späten Nachmittag nebeneinanderlagen, dem Brausen des Ozeans lauschten und durch den Sucher stets nach den ausgefallensten Details der außerirdischen Formen des Salk-Komplexes Ausschau hielten. Kein Wunder, dass ich während meiner ganzen Studienzeit das Ziel hatte, einmal im Salk Institute zu arbeiten, dort ein Büro mit Blick aufs Meer zu haben. Ich weiß bis heute nicht, warum Josh und ich uns getrennt haben. Ich glaube, er wäre stolz auf mich, wenn er wüsste, dass mein Traum wahr geworden ist und ich nächstes Jahr hier meinen Ph.D. in Molekularbiologie machen werde.

Nach Josh kam mein Kommilitone Brian (ich ging auf die University of California in San Diego), mit dem ich ein Jahr zusammenlebte, und nach ihm Derek, der damals noch Maler war und heute als leitender Zeichner in einem Animationsfilmstudio in San Francisco arbeitet. Beide Beziehungen waren harmonisch und innig, aber zurzeit lebe ich alleine. Es gibt Frauen, die nicht eine Woche allein sein können, ich dagegen komme für eine Weile gut mit der Einsamkeit zurecht. Ich wohne in Solana Beach (wie bereits erwähnt), einer beliebten Wohngegend der weniger Wohlhabenden. Sie ähnelt La Jolla, aber die Häuser sind deutlich kleiner. Auch hier hört

man morgens das Rieseln der automatischen Rasensprenger, die Straßen sind von Palmen gesäumt, und Kolibris tun sich an den Blüten gütlich. Es ist zauberhaft. Das Haus, das ich für tausendeinhundert Dollar im Monat miete, ist eins der sechzig Gebäude in der Wohnanlage Solaria. Den Bewohnern stehen Tag und Nacht vier Pools und Tennisplätze zur Verfügung. Wir sind eine familiäre kleine Gemeinschaft. Wir grillen oft zusammen, schmücken die Häuser zu Weihnachten gemeinsam und kennen die Gewohnheiten der anderen. Es gibt auch ein Babysitternetzwerk, das die Familien mit Kindern miteinander verbindet. An Samstagabenden hüten die Teenies von Solaria (für fünf Dollar die Stunde) die kleineren Kinder. Man gewöhnt sich schnell an das Gute, trotzdem sage ich an jedem sonnigen Morgen das zweizeilige Gebet auf, das mir meine Mutter beigebracht hat, um mich für das zu bedanken, was mir das Leben geschenkt hat.

Es war an einem Sonntag. Noch im Schlafanzug holte ich die Sonntagsausgabe der *Los Angeles Times* rein und machte mich beim Frühstück am Küchentresen an das Sortieren der riesigen Bögen. Wie immer ging ich nach den wichtigsten Nachrichten die Liste der Versteigerungen durch. Bei uns ist es üblich, dass die Familien ihre Wertgegenstände und Möbel versteigern, wenn sie umziehen oder sie nicht mehr brauchen. Auf diese Weise habe ich meine ganze Wohnung für unheimlich wenig Geld eingerichtet, wenn auch vielleicht ein bisschen eklektisch. Ich muss zugeben, es ist auch eine gewisse Spielleidenschaft dabei, denn bei den Versteigerungen geht es nicht einfach darum, die Objekte für den Aufrufpreis zu erwerben, es ist ein Wettkampf, bei dem der Sieg mindestens genauso wichtig ist wie der Preis. Das ist so eine Art Wochenendhobby von mir.

Es war nichts Besonderes daran, dass am Sonntag um elf eine Versteigerung auf dem Anwesen der Familie Fibione stattfand. Es wurde bekannt gegeben, dass Gemälde, Skulpturen,

Einrichtungsgegenstände, Porzellan und sogar ein Brautkleid im Wert von insgesamt sechshunderttausend Dollar unter den Hammer kommen sollten. Das Anwesen lag in Rancho Santa Fe, dem zweitwohlhabendsten Viertel der Stadt nach La Jolla. Dort ziehen diejenigen hin, die aus unerklärlichen Gründen nicht der Anblick des Meeres, sondern das ländliche Leben und die Abgeschlossenheit anzieht. Ich konnte mich nie für die Gegend begeistern, aber seit dreißig Mitglieder der Sekte Heaven's Gate dort 1997, in der Nacht, als der Komet Hale-Bopp der Erde am nächsten war, Selbstmord begangen haben, kann ich sie überhaupt nicht leiden. Am nächsten Morgen ging der Name Rancho Santa Fe um die Welt, Fernsehteams und Journalisten nahmen das Viertel in Beschlag. Ich war lange nicht dort gewesen. Ich markierte das Inserat, duschte und fuhr gegen zehn los. Obwohl es in meiner Stadt liegt, brauche ich eine Karte, um mich dort zurechtzufinden. Von dem ganzen Viertel sieht man so gut wie nichts außer Kreisverkehren und Schranken, an denen die Wachleute die Wagen ungebetener Gäste zum Umkehren auffordern. Wenn man nicht weiß, was sich hinter den dicken Mauern verbirgt, könnte man meinen, dort wohnten nur uniformierte Wachleute in kleinen Betonbaracken.

Ich war froh, als ich nach zwanzig Minuten Fahrt den ersten Zivilisten erblickte, der in seinem Polooutfit stolz am Straßenrand entlangritt. Das Fibione-Anwesen war zusammen mit den Villen einiger anderer Milliardäre eingefriedet. Ich zeigte dem Wachmann das Inserat für die Versteigerung, er bat über Funk um eine Einfahrtserlaubnis für mich und erklärte mir dann mit einem breiten Lächeln, welcher der gigantischen Paläste in der Ferne der Wohnsitz der Fibiones war.

Das blendend weiße zweistöckige Haus mit einem gewaltigen Eichtor in der Mitte beherrschte die leicht ansteigende Zufahrt. Unter den für die Gegend typischen Gebäuden im kalifornischen oder spanischen Stil wirkte das Haus der Fibiones

fremd. Das reich geschmückte Tympanon über der Eingangstür ruhte auf hohen, Respekt einflößenden Säulen. Vielleicht hatten die Besitzer versucht, das Weiße Haus nachzubauen, und das nicht viel kleiner als das Original. In der Einfahrt parkten schon fünfzehn Wagen. Eine attraktive Hostess, die nur auf mich gewartet zu haben schien, kam mir entgegen und begleitete mich freundlich durch das Gebäude hindurch in den Garten. Dabei erledigte ich auch die obligatorische Registrierung, erhielt meine Bieternummer und die Liste mit allen ausgestellten Gegenständen samt Preisen. Der erste Eindruck ist immer wichtig: Man muss wissen, weshalb sich der Eigentümer von seinen Wertgegenständen trennen will. Das Haus war praktisch leer geräumt, anstelle der Kronleuchter hingen nur die Leitungen von der Decke, und dort, wo einst Teppiche gelegen hatten, war das Parkett etwas heller. Es war klar zu erkennen, dass die Fibiones umzogen oder ihre Erben diesen schnellen Weg gewählt hatten, um das Vermögen zu Geld zu machen. Für meinesgleichen ist das ein gutes Zeichen, denn wenn der Eigentümer die gesamte Einrichtung verkaufen will, kann man auch für lächerliche Beträge Schätze erwerben. Versteigerungen werden gewöhnlich in einem überdachten Raum abgehalten; in Kalifornien werden die Käufer eher vor der Sonne als vor Regen geschützt. Hier hatten die Veranstalter im Garten ein provisorisches weißes Zelt aufgestellt. Als ich näher kam, konnte ich den exaltierten italienischen Akzent des Versteigerers heraushören.

Als ich das Zelt betrat, sah ich auf die Uhr. Es war noch nicht elf, doch allem Anschein nach waren die Veranstalter der Meinung, es sei schon genug Publikum anwesend, um zum Aufwärmen die weniger wertvollen Gegenstände unter den Hammer zu bringen. Merkwürdigerweise hatte ich in so vielen Jahren noch bei keiner Versteigerung ein bekanntes Gesicht entdeckt, und auch dieses Mal bevölkerten mir völlig fremde Menschen verschiedenen Alters und wohl auch aus

unterschiedlichen finanziellen Verhältnissen mit ihren Nummern in der Hand die Stühle. Der eine hatte es auf die Nippessachen, der andere auf Gemälde für fünfzigtausend Dollar abgesehen.

Mir wurde ein Platz in der letzten Reihe zugewiesen. Ich hatte keine konkrete Vorstellung, was auf dem Auktionstisch gezeigt werden müsste, um meine Hand in die Höhe schnellen zu lassen. Meistens lasse ich mich treiben, und manchmal biete ich nur aus Spaß mit, auch wenn mich das Objekt gar nicht interessiert. Man treibt sich gegenseitig die Preise in die Höhe, denn man ist ja auch zum Vergnügen da, und schließlich ist es ein viel besseres Gefühl, wenn man im Hagel der Gebote mit dazu beiträgt, dass der Einsatz steigt. An diesem Tag war das Publikum irgendwie passiv. Die meisten Objekte wurden gar nicht oder gerade mal zum Aufrufpreis verkauft. Ich erinnerte mich, dass im Inserat auch von einem Brautkleid die Rede gewesen war, und wartete gespannt, was damit werden würde. Aber noch mehr interessierte mich, wie wohl die Hausherrin – wem sollte es sonst gehören – war. Schlank oder dick, klein oder groß. Ein so intimes Kleidungsstück wird ganz sonderbar und außergewöhnlich, wenn es den Besitzer wechselt. Vielleicht waren doch die Erben die Veranstalter – eine Lebende würde die schönste Erinnerung ihres Lebens nicht für einen Aufrufpreis von fünfzig Dollar anbieten. Was würde der neue Besitzer damit anfangen? Es für ein anderes wichtiges Ereignis ändern lassen oder es in den Schrank hängen, um es gelegentlich zu bewundern? Das Kleid wurde in einem schwarzen Sack zum Auktionstisch gebracht, wo ein Junge half, die Plastikhülle zu entfernen, während der Versteigerer den Bügel, auf dem es hing, in die Höhe hielt. Alle Anwesenden reckten den Kopf ein wenig über den ihres Vordermannes, um alle Einzelheiten genau verfolgen zu können. Das Kleid war nicht blendend weiß, entweder hatte man bewusst einen leicht ins Grau gehenden Ton gewählt, oder der Staub

zwischen den Tüllschichten hatte dem Stoff diese Farbe verliehen. Ungewöhnlich war dagegen ein blaues Samtband, das unten den ganzen Rock säumte. Auf den ersten Blick sah es so aus, als hätte die Braut durchschnittliche Maße gehabt. Es war nichts Außergewöhnliches an dem Kleid, aber die Umstände vermittelten eine gewisse Traurigkeit. Es stand dem Versteigerer ins Gesicht geschrieben, dass es selbst für ihn ein sonderbarer Moment war. Kleinmütig leierte er die obligatorischen lobenden Worte über das Kleid herunter, um dann erstaunt festzustellen, dass eine alte Dame in der ersten Reihe ihre Bieternummer hochhob. Fünfzig Dollar zum Ersten. Sogleich wurden auch aus den mittleren Reihen Gebote abgegeben, sechzig, siebzig, achtzig, hundert Dollar, und schon war man bei zweihundert. Ich konnte kaum schnell genug gucken und versuchte, mir die Gesichter und die Gesichtsausdrücke der Bieter einzuprägen und sie zu verstehen. Der Aufruf des Brautkleids war so überraschend, dass er die Anwesenden aufrüttelte, die den Preis offensichtlich zum Vergnügen in kürzester Zeit auf fünfhundert Dollar trieben. Bei sechshundert Dollar stieg auch ich ein. Ich glaube, ich wollte die Ehre der seligen Frau Fibione retten, indem ich diesem Spektakel so schnell wie möglich ein Ende bereitete. Doch das gelang mir nicht. Mein Gebot von sechshundert Dollar heizte die Auktion nur noch weiter an, und der Preis stieg im Nu auf achthundert Dollar. Da erschien wie aus dem Nichts ein älterer Herr am Eingang des Zeltens, nahm in aller Ruhe seinen weißen Hut ab und ließ uns durch sein mit Donnerstimme abgegebenes Tausend-Dollar-Gebot alle erstarren. Nachdem er das Brautkleid erstanden hatte, kaufte er noch eine Remington-Skulptur, die einen Indianer darstellte, der mit einem Speer in der Hand gerade einen Sprung mit seinem Pferd macht (und bei einem Preis von zweihundert Dollar mit Sicherheit kein Original war). Mit dem Brautkleid und der Skulptur in der Hand entfernte er sich ebenso lautlos, wie er gekommen war. Insges-

heim dankte ich ihm dafür, dass er der Farce ein Ende bereitet hatte. Damals maß ich seiner Person und seinem Besuch noch keine besondere Bedeutung bei, doch heute weiß ich, dass er Frau Fibiones Sohn war, der seit genau zweiundvierzig Jahren nicht mehr in dem Haus gewesen war.

Nach dem Brautkleid kam eine Reihe von Kleinigkeiten, Schmuck, ein geschnitztes Schachspiel und ein Tagebuch mit Kupferecken. Das Tagebuch war etwa so groß wie eine *Bibel*, wie man sie in Hotels findet, mit einem Einband aus dickem Leder, der an den Ecken mit Kupferbeschlägen verziert war. Dazu wurde angegeben, dass es künstlerisch gestaltet sei, Einträge in englischer und in einer anderen Sprache enthalte und zur Hälfte leer sei. Es wurde für den Aufrufpreis von dreißig Dollar von einem Mann aus der mittleren Reihe ersteigert. Nach der Liste, die ich von der Hostess erhalten hatte, wären die größeren Möbelstücke an der Reihe gewesen, als der Versteigerer uns auf einen außergewöhnlichen Gegenstand hinwies, ein Kuriosum, das gar nicht unter den Mobilien aufgeführt war, eine Überraschung also. Er zog die Rückwand des Zeltes, die mit kleinen Gardinenringen am Rahmen befestigt war, zur Seite, und wir mussten alle aufstehen, um das hinter der Plane geparkte Auto sehen zu können. Es war unbeschreiblich schön. Die vielen Chromteile an der stahlblauen Karosserie blitzten. Es war, als hätte eine Zeitmaschine es hergebracht, meine Augen mussten sich erst an seine Linienführung, die so anders war als die der heutigen Autos, und seine enorme Größe gewöhnen.

»Meine Damen und Herren! Der 1960er Pontiac Catalina, den Sie hier sehen, ist eine echte Rarität. Nicht nur, weil er nur einen einzigen Besitzer hatte, die Familie Fibione, sondern auch, weil er nur sechzehntausend Meilen gefahren ist. Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ich sage, dass er die Hauptattraktion unserer heutigen Versteigerung ist. Der Motor und das empfindliche Cabriodach sind vollkommen in Ordnung,

alle Teile sind beinahe in einem Zustand, als wäre der Wagen gerade erst im Autohaus verkauft worden. Die sechsvierzig Jahre sind praktisch spurlos an ihm vorbeigegangen. Er ist eine echte Überraschung – die auch uns sehr verblüfft hat –, denn er stand nicht auf der Liste, die man uns gegeben hat. Wir haben ihn gestern in einer unbenutzten, gut getarnten, praktisch luftdicht abgeschlossenen unterirdischen Garage neben dem Haus entdeckt. Er kann aufgrund der Zustimmung des Eigentümers in so kurzer Zeit und, ob Sie es glauben oder nicht, für einen Aufrufpreis von nur zwölftausend Dollar zur Versteigerung angeboten werden.« Dann ermutigte der Italiener die Anwesenden mit einer feierlichen Geste, sich um den Wagen zu versammeln.

Die meisten verließen ihre Plätze und bewunderten den Catalina aus der Nähe. Ich hatte noch nie ein so altes Auto gesehen, das so neu aussah.

Die Männer bückten sich und tasteten mit den Händen nach Rost hinter den Kotflügeln, mussten aber feststellen, dass der Wagen entweder überhaupt nicht benutzt und selbst vor der Luft geschützt oder sorgfältig überholt worden war. Die Damen strichen über die makellose Lackierung, und ich konnte sehen, wie alte Erinnerungen einigen von ihnen ein Lächeln ins Gesicht zauberten.

»Wir haben Experten hinzugezogen, um dieses Wunder einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, und als wir ihn nach einigen Stunden Arbeit in Gang gesetzt hatten, sind wir ein paar Runden ums Haus gefahren. Es gibt einen einzigen Schönheitsfehler, auf den man uns hingewiesen hat und über den ich Sie korrekterweise informieren muss. Demnach wurde die Motorhaube höchstwahrscheinlich nach einem Auffahrunfall ausgebeult und neu lackiert. Allerdings wurde die Reparatur so perfekt ausgeführt, dass sie nur mit Messgeräten nachzuweisen ist, sodass der Pontiac Catalina, den Sie hier sehen, in ästhetischer Hinsicht erstklassig ist«, fuhr der Italie-

ner mit der Versteigerung fort und lotste uns dabei wieder auf unsere Plätze zurück.

Bis zu meinem Stuhl waren es zwanzig Schritte, und diese Zeit reichte mir, um meine Finanzlage zu überdenken, das heißt, festzustellen, auf welcher meiner Kreditkarten ich genug hatte, um dieses Auto ersteigern zu können. Ich hatte das Gefühl, dieser Moment gehörte mir, jetzt könnte ich einen meiner Kindheitsträume verwirklichen. Vor meinem geistigen Auge sah ich, wie ich den Wagen abends in der Garage abstellte und wie ihn die anderen am Montag vor dem Institut bewundern würden. Für das Geld hätte ich mir auch ein neues Auto kaufen können, aber keins ist auch nur annähernd mit dem Catalina vergleichbar, der, soweit ich das als Laie beurteilen konnte, das Drei- bis Vierfache des Aufrufpreises wert war. Ich konnte ihn auch als Investition betrachten und ihn, falls ich in Geldnot geraten sollte, wieder verkaufen, wobei ich, wenn auch mit Sicherheit ein schmerzhaftes, so doch ein profitables Geschäft machen würde. Jetzt hing alles davon ab, wie sich die anderen verhielten.

»Meine Damen und Herren! Der Aufrufpreis für diesen Pontiac Catalina beträgt also zwölftausend Dollar. Wer hält mit?« Der Italiener hob seine Hand über die Augen, als schützte er sich vor dem Licht.

Ich streckte meine Nummer in die Höhe. Zwei Reihen vor mir saß ein Ehepaar; der Mann hatte seine Nummer schon fast hochgehoben, als seine Frau seinen Arm energisch zurückzog. Nach ihrer kleinen Zankerei war ich immer noch die Einzige, die mithielt. Dann bot auch ein Herr im Rentenalter mit grauen Haaren.

»Sie beide haben eine gute Entscheidung getroffen, die anderen können sich auch später noch einschalten. Wer bietet zwölftausendfünfhundert?«

Unser Zweikampf ging noch bis fünfzehntausend weiter, als der Mann plötzlich aufgab. Ich war alleine, was mich verun-

sicherte, denn vielleicht befand ich mich ja in einem Bereich, in dem niemand mitbieten würde. Der Mann des Ehepaars zwei Reihen vor mir befreite sich gerade noch rechtzeitig und rief sein Gebot von fünfzehntausendfünfhundert Dollar in den Raum. Seine Frau gab ein Protestzischen von sich und verließ, nachdem sie demonstrativ gegen einen der leeren Stühle getreten hatte, das Zelt. Der Mann – der seiner Ruhe nach zu urteilen nicht zum ersten Mal während seiner Ehe eine andere Meinung vertrat – galoppierte mit mir weiter, bis wir achtzehntausend Dollar erreicht hatten. Wie Messerstiche durchfuhren mich Zweifel und Panik, dass ich vielleicht zu weit gegangen war, schnellstens aussteigen und den Wagen ihm überlassen sollte. Ich wünschte mir eine Bestätigung, dass ich keinen Unsinn machte, dass jeder vernünftige Mensch, der etwas Geld hat, dasselbe tun würde, dass mir ein Pontiac Catalina zustand! Kein normaler Mensch – es sei denn, er ist Millionär und Sammler – verschwendet sein Geld für ein vierzig Jahre altes Auto. Wo würde ich es reparieren lassen, es war nicht einmal ein ordentlicher CD-Player drin, von Airbags ganz zu schweigen. Und was wenn dieser Typ zwei Reihen vor mir ein Experte war? Weshalb sollte er sonst seine Frau verärgern?

»Ich bitte Sie, das kann doch nicht Ihr Ernst sein. Das ist ein Museumstück, das ein Vielfaches dieses Betrags wert ist. Wer die richtige Entscheidung trifft, nimmt nicht nur ein wunderbares Auto mit nach Hause, sondern erwirbt auch einen neuen Lebensstil. Haben Sie vielleicht Angst vor den laufenden Kosten? Dazu besteht kein Anlass, dieses Auto wird lange Jahre so laufen, dass Sie nicht einmal wissen, wie man die Motorhaube öffnet. Und die Beschaffung von Ersatzteilen ist kein Problem, im Internet oder in einigen Spezialwerkstätten bekommen Sie alles.«

Die Italiener sind gute Redner. Er wischte sich die Schweißperlen von der Stirn, ließ seine Blicke über seine Schäfchen schweifen und hoffte, dass wir verstanden hatten.

Es ist schon vorgekommen, dass meine motorischen Reflexe trotz der Anweisungen meines Gehirns die Macht über meinen Körper übernommen haben und ich etwas getan habe, das ich nicht bewusst wollte. In der Schule zum Beispiel wollte ich Sarah nicht die Treppe hinunterschubsen, obwohl sie dem tollsten Jungen der Klasse verraten hatte, dass ich ihn liebe. Ein paar Tage später stand sie gerade neben mir, als ich sah, wie sie durch meine Hand die Treppe hinunterkullerte wie ein aufgerollter Teppich. Sarah brach sich das Bein, und ich flog dank einer gelogenen Erklärung nicht von der Schule. Bei der Versteigerung sah ich genauso »von außen«, wie meine Hand die Nummer hochhob, und hörte, wie jemand mit meiner Stimme den Preis von achtzehntausendfünfhundert Dollar rief. Dann war es still, der Italiener hätte die Stimmung gerne noch weiter angeheizt, aber alle Mitbewerber hatten sich zurückgezogen, zum Ersten, zum Zweiten, niemand mehr, zum Dritten.

In meinem Kopf ratterte es laut, und ich rotierte innerlich bei dem Gedanken, was für einen Blödsinn ich gemacht hatte. Ob ich ihn überleben konnte oder er mich gar in den finanziellen Ruin treiben würde. Dabei war das Auto wunderschön, so eins hatte ich mir immer gewünscht, und trotzdem wirkte der Zuschlag auf mich wie ein Gerichtsurteil, und ich erinnere mich, dass ich nicht den geringsten Funken Freude empfand. Ich glaube, der Mann, der vor mir saß und in der Versteigerung unterlegen war, drehte sich um und lächelte mich mit einem Gesichtsausdruck an, der zu sagen schien: »Da hast du dir ja was eingebrockt!« Es kann aber auch sein, dass ich mich falsch erinnere und er mir einfach nur gratulieren wollte. Ich saß zusammengesunken auf meinem Stuhl und starrte vor mich hin. Die Hostess musste mich regelrecht wachrütteln, als sie mich aufforderte, die Unterlagen zu unterschreiben. Doch ich wachte nicht auf, nicht ich selbst, ich sah nur, dass diejenige, die den Zuschlag bekommen hatte, nun

den Schein mit meiner Unterschrift unterzeichnete, womit ich unwiderruflich Eigentümerin eines vierzig Jahre alten benzin-fressenden Monsters von der Größe eines Panzers geworden war. In einem gelben Umschlag wurden mir die Papiere des Wagens und ein Kaufvertrag ausgehändigt, mit denen ich ihn umschreiben lassen konnte. Unten im Umschlag war ein einziger nackter Schlüssel. Es beruhigte mich ein wenig, dass die Hostess mir – sicherlich nur wegen der obligatorischen Freundlichkeit – zu dem schönen Auto gratulierte. Man sollte meinen, dass das alte Auto, das man schon besitzt, quasi zur Erinnerung wird oder einem plötzlich als unförmiges Gefährt erscheint, in das man gar nicht mehr einsteigen will, wenn man ein neues kauft. Man kann sich gar nicht vorstellen, dass jemand den Autosalon nicht in seinem neuen Wagen verlässt. Doch ich bat, ohne ihn auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen, den Catalina an die angegebene Adresse zu liefern. Ich gab den Schlüssel zurück, verließ das Haus der Fibiones, so schnell ich nur konnte, und legte meine Hände ohne das geringste Anzeichen dafür, dass ich einen Verrat begangen hatte, auf das Lenkrad meines Mazda.

Als ich zu Hause ankam, war es Mittagszeit, aber ich hatte keinen Hunger. Ich tat, als sei ich eben vom Joggen zurückgekehrt und in der Zwischenzeit sei nichts Besonderes passiert. Ich goss mir ein großes, kaltes Glas Orangensaft ein, stellte mich auf die Terrasse und betrachtete die bunten Heißluftballons, die an den Wochenenden oft den Himmel über den Hügeln säumen.

Gegen sechs Uhr abends weckte mich ein Klingeln. Es wurde schon dunkel, und als ich auf dem Sofa die Augen öffnete, wusste ich plötzlich nicht, ob ich die ganze Nacht geschlafen hatte oder es noch immer Sonntag war. Normalerweise schlafe ich nachmittags nicht, aber Aufregung macht mich müde, das ist bestimmt eine Fluchtreaktion meines Körpers. Es klingelte erneut, ich raffte mich auf und rannte zur Tür, doch noch

bevor ich den Schlüssel hätte umdrehen können, klingelte es zum dritten Mal, dieses Mal schon länger.

»Ich komm ja schon«, rief ich durch die Tür. Vor mir stand ein Mann mittleren Alters. Er stellte sich freundlich vor und überreichte mir einen Lieferschein für den Wagen.

Ich unterschrieb, und er legte mir feierlich den Schlüssel in die Hand.

»Ein wunderschönes Auto, passen Sie gut darauf auf!«, sagte er und eilte davon.

Ich ließ mich aufs Sofa fallen, den Schlüssel noch immer fest in der Hand. Da ich schwitzte, verfärbte er meine Handfläche, und er sah ganz anders aus als die modernen Autoschlüssel. Er glich eher einem Schlüssel für einen alten Briefkasten oder ein Schließfach, das seit hundert Jahren niemand geöffnet hat.

Meine Eltern wohnen nicht weit von mir in Carlsbad. Mein Vater ist Internist, meine Mutter seit meiner Geburt Hausfrau. Davor hatte sie in einer Grundschule englische Literatur unterrichtet, hatte aber keine Lust, wieder arbeiten zu gehen. Zu ihrem Glück bestand mein Vater nicht darauf, und wir konnten es uns auch finanziell leisten. Die Ärmste hatte sicher nicht geahnt, was für eine große Leere ich zurücklassen würde, wenn ich einmal nicht mehr bei ihnen wohnen und ihre Tage mit meinen Angelegenheiten ausfüllen würde. Ich liebe meine Eltern sehr, aber wenn ich anrufe, dann meistens in der Praxis meines Vaters, und ich hoffe insgeheim, seine Stimme zu hören. Aber sonst bevorzuge ich wirklich keinen von beiden. Meine Mutter bereitet um diese Zeit das Abendessen zu oder räumt schon das Geschirr in die Spülmaschine, und mein Vater liest im Arbeitszimmer oder sieht fern. Im Haus sind mehrere Telefone, es war sehr unwahrscheinlich, dass meine Mutter schneller sein würde, dennoch ging sie ran. Es überraschte mich, dass mein Vater nicht zu Hause war, noch mehr aber, dass meine Mutter mich nicht gleich ausfragte, sich nicht erkundigte, wie es mir gehe, was es Neues

gebe und warum ich meinen Vater sprechen wolle. Als wäre sie beleidigt, sagte sie nur, ich solle in der Praxis anrufen. Ich hätte gerne erfahren, was sie bedrückte, aber in dem Moment brauchte ich selbst Hilfe, also beließ ich es dabei und drückte die Kurzwahltaste 1 auf meinem Handy.

»Doktor Taylor«, meldete er sich.

»Papa ... Hallo.«

»Hallo Pam, wie geht's dir, was gibt's?«

»Papa, ich habe großen Mist gebaut. Ich bin so blöd, wie man gar nicht sein kann.«

»Was ist denn los, Kleines?«

»Du wirst nicht glauben, was für einen gewaltigen Blödsinn ich gemacht habe. Ich kann es immer noch nicht fassen, ich weiß gar nicht, was jetzt werden soll.« Die erste Träne rann mir übers Gesicht, und ich ließ sie bis auf mein T-Shirt tropfen und dort trocknen.

»Mein Gott, was ist denn los?«

»Ich habe für achtzehntausendfünfhundert Dollar ein vierzig Jahre altes Auto gekauft. Das Geld wird morgen von meinem Konto abgebucht.«

»Ach Kind, ich dachte schon, es ist etwas Schlimmes passiert.« Als ich die Erleichterung in seiner Stimme hörte, begann das Schluchzen meinen ganzen Körper zu schütteln, aber es war auch Freude dabei, denn er war bei mir, und zu zweit würden wir das Problem lösen. So kann nur eine Tochter ihrem Vater etwas vorweinen, der sie tröstet und darüber lacht, was für einen Unsinn sein einziges Kind angestellt hat, aber die Hauptsache ist, dass es am Leben ist, dass ihm niemand etwas angetan hat, es nicht ausgeraubt wurde und im Grunde gar nichts passiert ist.

Als praktisch veranlagter Mensch fragte mein Vater, was für ein Auto ich gekauft habe, in welchem Zustand es sei, und wo ich es gekauft habe. Als er das Gefühl hatte, die Gewitterwolken, die sich über mir türmten, vertrieben zu haben,

fang er sogar vorsichtig an, Witze zu machen. Ich glaube, im Grunde fand er das Ganze richtig gut. Wir verabredeten, dass ich meine Eltern am Montag besuchen und ihnen das Auto zeigen würde, und er würde sich bis dahin erkundigen, was so ein Wagen aktuell kostet und wo man ihn eventuell verkaufen könnte, wenn ich ihn auf keinen Fall behalten wollte.